

Die zwei Alten

Autor(en): **Malonyay, Desider**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **5 (1929)**

Heft 45

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die zwei Alten

Novelle von Desider Malonyay

Berechtigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von L. Neuscha

(Nachdruck verboten)

«Sind wir fertig?» fragte ich meinen Diener, nachdem mir an diesem Nachmittag schon etwa zehn bis fünfzehn Menschen ihre eingebildete oder wirkliche Krankheit geklagt hatten. «Ein Mann ist noch draußen», sagte der Bursch geringschätzig. «Es ist aber bereits nach fünf Uhr.»

«Wartet er schon lange?»

«Eine gute Weile.»

«Gewiß hat der Mann dem Galgenstrick kein Trinkgeld gegeben», dachte ich. «Niemand soll aber sagen, daß ich einen armen Menschen nicht beachtet hätte.» Ich öffnete also selbst die Tür. Ein magerer, müder, offenbar magenkranker Mann trat ins Zimmer und begann mit untätigen Entschuldigungen. Ich mußte ihn zweimal dazu auffordern, bis er endlich Platz nahm.

«Sie haben keinen Appetit, nicht wahr?»

«Nein, gnädiger Herr, ich habe keinen Appetit. Das ist aber, ich bitte vielmals um Entschuldigung, ganz nebensächlich.»

«Wünschen Sie, daß ich Sie untersuche?»

Er ließ ergeben den kahlen Kopf hängen.

«Nicht mich, bitte um Entschuldigung, aber ich flehe Sie an: meine Frau, die Arme... Ich bin um sie sehr besorgt. Ich möchte aber, entschuldigen Sie, bitte, gnädiger Herr: sie soll es nicht ahnen, daß es sich um eine ärztliche Untersuchung handelt, damit sie nicht erschrickt, die Arme.»

Seine Naivität rührte mich.

«Mit wem habe ich das Vergnügen?»

Er bat um Entschuldigung, daß er sich noch nicht vorgestellt habe.

«Mein Name ist, bitte sehr, Andreas Gogan.»

«Andreas Gogan? — Potztausend!» Wie beschämend es auch sein mag, eine gewisse Befangenheit empfand ich doch, daß ein vielfacher Milliardär so ergeben bei mir im Vorzimmer gewartet hatte. Ich verbarg meine Ueberraschung und fragte:

«Der Holzhändler Gogan?»

«Ja! Entschuldigen Sie, bitte.» Er nickte noch untätiger. Mit einem bitteren Lächeln murmelte er: «Der schwerreiche Holzhändler.»

«Die gnädige Frau ist vermutlich nervös? — Migräne oder Neurasthenie?»

Er ließ traurig den Kopf hängen und sagte: Meine Frau ist nicht nervös.»

«Wie alt ist die gnädige Frau?»

Tränen standen ihm in den Augen, als er sagte: «Einundvierzig Jahre. Sie könnte noch lange leben, aber sie wird noch in diesem Winter sterben.»

«Sie sehr wohl zu schwarz», sagte ich unwillkürlich gerührt.

«Ich bitte um Entschuldigung. Ich weiß es. Ich fühle es. Glauben Sie mir, meine Frau erlebt den Frühling nicht mehr.»

«Wer behandelt Ihre Frau?»

«Wir haben keinen Arzt, bitte. Oh, sie würde sich nicht um die Welt an einen Arzt wenden. Meine arme, gute Frau will nicht, daß ich ahne, daß sie sterben muß.»

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte.

«Wir lieben einander sehr, gnädiger Herr. Wir liebten einander auch schon damals so, als wir beide noch arm waren. Was soll ich tun, bitte? — Ich stelle mich so, als hätte ich keine Ahnung, daß es mit ihr zu Ende geht. Sie wäre ja nur noch unglücklicher, wenn sie sehen würde, wie verzweifelt ich bin. Ich tue so, als wäre gar nichts los. Wir schmieden zusammen Pläne, viele Pläne, auf lange Zeit hinaus. Ich habe ihr ein kleines Landgut gekauft; wir beschlossen, das Geschäft aufzugeben, uns zurückzuziehen und die Früchte unserer Plage, unser Vermögen zu genießen.»

«Ich bin überzeugt», redete ich dem guten Mann zu, «daß gerade Ihre Zärtlichkeit, Ihre Liebe die Gefahr überreibt. Es wird nicht so schlimm sein.»

Er sah mich traurig an, mit einem so matten Blick, aus welchem nicht der geringste Hoffnungsstrahl leuchtete.

«Hat oder hatte Ihre Frau nicht irgendeine organische Krankheit?»

«Sie war nie krank. Sie schien aber immer ein schwaches, zerbrechliches Geschöpf zu sein. Ach, wieviel haben wir zusammen gekämpft und gearbeitet im Leben! Solange wir die Groschen sparten, gnädiger Herr, war alles gut. Krankheit? So etwas kam uns gar nicht in den Sinn. Obwohl, ich bitte um Verzeihung...»

Und nach kurzem Zögern sagte er mit einem tiefen Seufzer: «Ich glaube, gnädiger Herr, man kann machen, was man will: jeder hat vom Leben eine gewisse Zeit zugemessen bekommen. Sie, die Arme, wird nicht mehr lange leben.»

«Sie verschweigen etwas, oder Sie irren sich in der Beurteilung des Zustandes.»

«Ich will nichts verschweigen, gnädiger Herr. Ich wollte eben erzählen, daß wir keine Kinder haben. Und das hat unser ganzes Leben lang gefehlt. Daran bin aber, ich bitte um Verzeihung, ich schuld. Ich hatte Gott immer gebeten, uns ja keine Kinder zu schenken. Deshalb empfinde ich ja solche Gewissensbisse. Ich kann doch — nicht wahr — alles aufrichtig erzählen?» bat der unglückliche Milliardär.

«Gewiß! Ich muß die Lage klar sehen, wenn Sie wünschen, daß ich ein ungetrübtes Urteil fälle.»

«Der Fehler ist, gnädiger Herr, daß ich mein ganzes Leben lang ein vorsichtiger, der Zukunft gegenüber mißtrauischer Mensch bin. Ein armer Mensch hat an seinem eigenen Leid genug zu tragen», dachte ich. «Kinder können nur Leute brauchen, die auch für deren künftiges Geschick sorgen können», und das machte ich auch meine arme Frau glauben. Das ist aber nicht wahr, gnädiger Herr, man braucht zu einem Kind kein Vermögen! Jetzt weiß ich es: je mehr Kinder, desto mehr Schnitten Brot gibt der liebe Gott. Jetzt ist es aber, bitte, schon zu spät.»

Als wollte er einem Geistlichen beichten, erzählte er weiter: «Wir waren arm. Vor dreiundzwanzig Jahren war ich noch ein kleiner Greißler in der Vorstadt. Holz und Kohle führte ich auf einem Schubkarren zu den Kunden. Im Haus wohnte ein Schirmflecker. Er war gerade so arm wie wir, und er hatte neun Kinder. Das hatte uns erschreckt. Neun Kinder! — Was wird aus ihnen werden? Meine Frau zitterte, wenn sie sah, wie das vierjährige Mädchen des Schirmmachers barfuß im Schnee umherlief. Die Mutter machte aus alten Schirmen Hosen für die Buben. Da freuten wir uns, daß wir noch keine Kinder hatten.»

Er erwartete offenbar, daß ich spreche.

«Und dann?»

«Dann, bitte, bin ich der schwerreiche Holzhändler geworden. Die Sorgen, die vieltausend Aufregungen des Vermögenserwerbs, zehrten nicht nur an mir, sondern auch an meiner Frau. Der Schirmmacher aber war ein glücklicher Mensch. Ich gab acht, wie es mit den neuen Kindern ging. Er hat sie alle neun wirklich schön erzogen. Das Mädchen heiratete einen Spengler; die acht Söhne wurden tüchtige Männer, alle acht. Der eine ist Direktor meiner Niederlassungen und läßt vier seiner Geschwister studieren; zwei sind Aerzte, einer ist Professor. Wir aber sind, bitte sehr, allein! Wir getrauten einander nicht einmal zu klagen. Wir versuchen alles, um einander glauben zu machen, wie glücklich wir sind.»

Ich verstand den Milliardär nicht. Diese sanfte Demut mit dem engen Gesichtskreis! Um Milliarden zu erwerben, dazu gehört Kraft. Wo steckte sie in

diesem Menschen? Das kam mir damals nicht in den Sinn, daß ein Mann ein halber Mensch sein kann, wenn nur die Frau eine ganze Seele ist.

«Aber Sie haben ja auch Ihre Genugtuung.»

«Welche, bitte?»

«Die Frucht Ihrer Arbeit: das Vermögen.»

«Das Vermögen!... Als hätt' ich einen Buckel am Rücken, und ich fühle nur das eine, daß er immer schwerer wird. Bei einem solchen Vermögen ist nicht das die Freude, daß man es besitzt. Eine Freude war es, daß man es besitzen wird. Jetzt ist es zuviel. Das Erwerben des Vermögens, das liebten wir! Ich war ein viel zu armer Mensch, als daß ich es genießen könnte. Und ich getraue mich auch gar nicht, es zu genießen. Wenn ich einen Sohn hätte, einen Sohn, der Geld ausgeben kann!... Ich verstehe mich nicht darauf, gnädiger Herr. Ich konnte das Geld nur erwerben. Auch meine Frau versteht sich nicht aufs Verschwenden, die Arme. Auf Schritt und Tritt bemerken wir, daß wir sparen. Ach, gnädiger Herr, wenn ich noch einmal den Schubkarren draußen in der Vorstadt schieben könnte! — Nicht einen Tag, nicht einmal eine Stunde kann ich für meine Milliarden der Frau erkaufen, für die ich mein Leben geben würde. Kommen Sie, bitte! Verfügen Sie über mein Vermögen, aber retten Sie, wenn auch nur für ein Jahr, meine Frau.»

«Du Unglücklicher», dachte ich für mich, «du hast ja selber kein Jahr mehr zu leben.»

So war der Mann.

Ich war neugierig, wie die Frau sein mochte.

*

Ich fuhr zu ihnen hinaus.

Vor dem Bahnhof erwartete mich der schwerreiche Holzhändler, Andreas Gogan.

«Willkommen, gnädiger Herr», sagte er untätig. «wie sehr erwartete ich Sie schon!»

Meine kleine Reisetasche — vergebens wehrte ich mich dagegen — nahm er mir ab und brachte sie zur Kutsche.

Auf dem Bahnhof verneigten sich alle Leute vor ihm. Hinter uns wurde geflüstert. Die Menschen zeigten ihn sich gegenseitig, und sie sprachen wohl: «Da ist er! Andreas Gogan, der Sieche!... Als hätte er sich nie im Leben sattgegessen. Der Kerl hat ein Jahreseinkommen von mindestens einer halben Milliarde, dabei hat er vor zwanzig Jahren noch selber das Holz auf dem Schubkarren geführt.»

Zwei prachtvolle Rappen scharrten vor dem Wagen ungeduldig mit den Füßen. Ein glattrasierter Kutscher saß auf dem Bock, in tadellos sitzender grauer Livree. Ueber unsere Knie breitete ein wohl-erzogener, grau livrierter Junge die weiche Decke.

«Eilen wir!» bat Andreas Gogan den Jungen.

Es war ein trüber Herbsttag. Welkende Pappeln streuten goldene Blätter auf den Weg; das frische Grün der Herbstsaat bedeckte wie Samt die Gegend. Vereinzelt Krähenschwärme brachen zwischen den Furchen auf, flogen auf die Pappeln, und die goldgelben welken Blätter fielen auch in unsern Schoß.

«Ich bitte Sie vielmals, gnädiger Herr», sagte der Milliardär leise, «daß meine Frau ja nicht ahnt, was wir jetzt mit ihr vorhaben. Sie würde zu Tod erschrecken. Bitte zu sagen, daß Sie uns in der Angelegenheit der Tanninfabrik das Vergnügen machen. Nicht wahr, Sie nehmen es mir nicht übel, daß ich das von Ihnen verlange?»

Ich beruhigte ihn.

Manchmal sei die Lüge die gesehnetste Medizin des Arztes.

Wieder sprach er traurig lächelnd: «Oh, bitte, vielleicht ist nur sie die einzige Medizin des Lebens.»

Er nahm den Hut ab, strich mit der Hand über seine traurige, gelbe Stirne, seufzte und sprach mit

(Fortsetzung S. 12)

(Fortsetzung von Seite 10)

leiser, demütiger Stimme: «Mein Gott, wenn auch ich mich nur noch ein wenig selber täuschen könnte!»

In der Ferne sah man zwei oder drei Dörfer.

«Das dort ist doch Borzavar?» fragte ich.

«Jawohl. Dort drüben liegen Tüskefok und Ihar-kut, und weiter westlich Agacs und die Patyimühle.»

«Ja, ja!» erinnerte ich mich da. «Ich bin schon einmal in dieser Gegend gewesen. Beim alten Grafen Migray.»

«Er war ein reicher Mann, der Arme», bedauerte mein Milliardär den Grafen. «Er hatte keine Kinder.»

«Wieviel ist nach ihm hinterblieben?»

«Zweiundzwanzigtausend Joch.»

«In wessen Händen sind diese jetzt?»

«In meinen, bitte um Entschuldigung», sagte Andreas Gogan so demütig, daß ich einen Augenblick glaubte, er spote meiner.

Unmöglich! Seine traurige, gelbe Stirne zeugte so aufrichtig, daß seine Demut keine Komödie war.

«Ich kaufte sie meiner Frau. Sie liebt das Landleben. Und hier war alles zu haben, was ein reicher Mensch haben muß. Ein Schloß, eine Einrichtung, Dienerschaft. Dieser Kutscher und auch der Bursche», flüsterte er, damit nur ich es höre. «Alles gehörte dem Grafen. Bloß die Knöpfe mit dem Wappen ließ ich von den Livreen herunternehmen. Wie hätte ich das alles so einrichten können? Ich verstehe mich nicht auf derlei... Ich habe das Gefühl, als könnte jeden Augenblick irgendein Graf Migray kommen und fragen: „Was will denn dieser Greißler hier?“ — Meiner Frau bitte aber davon nichts zu sagen.»

An hochgewachsenen Weißfichten vorbei bog der Wagen zum Schloß ein.

Sorgfältig gesiebt Sand bedeckte den Hof. Ein weißbärtiger Portier öffnete das Tor. Drei würdevolle Lakaien erwarteten uns auf den Treppen des Eingangs. Meine kleine Reisetasche aber nahm Andreas Gogan in die Hand und trug sie mir nach, während er den Lakaien gleichsam um Verzeihung bittend zunicke: auch ich gehe hinein, bitte mir deshalb nicht böse zu sein.

In der Vorhalle kam uns eine Frau mit sanftem Gesicht entgegen. Auf den Schultern ein graues Baumwolltuch, an den Händen graue Hirschlederhandschuhe; auch ihr einfaches Kleid war grau. Ganz unscheinbar wirkte sie in der marmornen, mit roten Teppichen belegten großen Halle. Ich hätte sie für eine Beschließerin gehalten, die gleichfalls aus der Hinterlassenschaft des Grafen Migray hier geblieben war. Sie umarmte gütig lächelnd Andreas Gogan. Als käme er von einer großen Reise zurück, erkundigte sie sich glücklich: «Fehlt dir nichts, Andreas? Hast du dich nicht erkältet?»

Die drei alten Lakaien betrachteten mit starren, unbeweglichen Gesichtern die beiden.

Dann wendete sich die Frau an mich. «Willkommen! Bitte nur weiterzukommen. Wir sind sehr erfreut, daß Sie uns das Vergnügen schenken.»

Sie hätte wohl selber mir die Tür geöffnet, aber die Lakaien rissen die Flügel weit auf, und sowohl die Frau wie auch Andreas Gogan und ich traten mit einer gewissen Befangenheit in den großen Saal der Grafen Migray.

Die mächtigen venezianischen Kronleuchter! Prächtige Möbel. Alles so groß, so reich, so eiskalt. Der mit Ebenholz ausgelegte Fußboden! Der marmorne Kamin und auf dem Kamin die ungeheure bronzene Uhr! Und diese Stille, oh, diese Grabesstille...!

Im Saal lächelte die Frau schon nicht mehr, fröstelnd zog sie ihr graues Tuch fester zusammen. Andreas Gogan getraute sich kaum, den Absatz auf den Fußboden zu setzen.

«Bitte schön, bitte bei uns Platz zu nehmen.»

Er wollte mir einen Fauteuil anbieten, aber die Lakaien hatten schon drei hohe Lehnstühle zum Kamin gerollt. Wir setzten uns.

Um wieviel kleiner noch wirkten sie nun in diesen großen Stühlen.

Die Lakaien zogen sich zurück, und wir konnten ein wenig plaudern; wie kühl es sei, über heut oder morgen würde es gewiß schneien.

Aber auch das wurde leise, fast zaghaft gesprochen, um die düstere große Feierlichkeit, die nach den Grafen Migray in diesem riesenhaften Raum zurückgeblieben war, nicht zu stören.

Die gute Frau schien auch um mich besorgt. Ob ich eine gute Fahrt hatte? — Ob ich mich im offenen

Wagen nicht erkältet hätte? Sie sagte: «Ich dachte, daß es besser gewesen wäre, einen geschlossenen Wagen zu nehmen.»

Ja, das mochte sie sich wohl gedacht haben, aber der glattrasierte englische Kutscher wußte es sicher besser, welcher Wagen zu nehmen war, wenn man aus dem Migrayschen Schloß einen Gast vom Bahnhof abholen mußte.

Wir alle wurden immer kleiner und unansehnlicher; wir hätten uns vielleicht ganz in den Thronsesseln verloren, wenn sich nicht die gute Frau entschlossen hätte, zu fragen: «Wollen wir nicht ins Speisezimmer hinübergehen?»

Erleichtert wären wir aus dem großen Saal geflohen; kaum öffnete sich aber die Tür, da stand schon ein Lakai dort. Die beiden anderen standen würdevoll neben dem mit Silber und Kristallgläsern bedeckten Tisch.

Andreas Gogan und seine Frau nahmen ergebnisvoll Platz. Das war das Schicksal. Davor gab es kein Entrinnen.

Auch das Speisezimmer war ein riesengroßer Saal. Auch dort Marmor, ein venezianischer Kronleuchter und alte Gobelins an den Wänden. Auch da war es totenstill.

Nach dem Gabelrühstück irrten wir noch ein wenig in den übrigen Sälen herum. Der eine Lakai öffnete jedesmal vor uns die Türen. Auch die Frau betrachtete die verschwenderische Einrichtung mit gerührter Verwunderung. Andreas Gogan wagte kaum aufzutreten, um ja keinen Lärm zu machen. Man sah ihm an, er dachte, es könnte irgendein Migray kommen und fragen: «Was will denn dieser Greißler hier?»

Nach vielen Sälen kamen wir in die Hauskapelle. Dort sah ich etwas Lebendiges: zwei Nelkensträuße dufteten auf dem kleinen Altar.

Dann gelangten wir einen marmorbelegten Korridor entlang — rechts und links etwa zwanzig Gastzimmer und alle leer, alle still — ins Gewächshaus. Mährische Gärtner pflegten dort seltene Pflanzen und stockhohe Palmen. In einem Winkel sich bescheiden verkriechend, verloren zwischen würdevollen südlichen Pflanzen, dufteten Nelken.

«Das ist meine Lieblingsblume», flüsterte mir die Frau zu; der Gärtner sollte es offenbar nicht hören. Auch im Garten gingen wir spazieren.

Die Wege waren so sorgfältig gepflegt, als würde dort nie jemand gehen; keine Spur eines Trittes war zu bemerken.

Ein Lakai meldete, daß der Agacser Verwalter gekommen sei, Bericht zu erstatten. Andreas Gogan ergab sich wieder demütig seinem Schicksal, als wäre er zu einer unangenehmen Audienz zum Verwalter geholt worden.

Wir blieben zu zweit.

«Kommen Sie, ich zeige Ihnen etwas!» sagte Frau Gogan leise.

Sie führte mich in das Dickicht des Parkes.

Zwischen uralten Bäumen, wohlversteckt, stand ein kleines rundes Gebäude, wie man solche vor Jahrhunderten an versteckten Stellen errichtete. Einer der Grafen mochte es einst gebaut haben, um wenigstens einen Ort zu besitzen, wo er seine Glieder hin und wieder, fern von der steifen Feierlichkeit im Schloß, ungeniert strecken konnte.

Den Schlüssel zu dem kleinen Gebäude trug die Frau in der Tasche.

Eine Strohseessel, ein Tisch aus Fichtenholz; ringsherum Pulte, auf denen Äpfel und Nüsse lagen. Vor dem Fenster blühten Nelken. Die Frau sagte: «Ich möchte am liebsten immer hier sein. Nur dann atme ich frei, wenn ich mich aus dem Schloß hierher flüchten kann. Nicht wahr, hier ist es gut?»

An ihrem Gesicht, an ihrem gütigen Lächeln sah ich, daß sie sich hier nicht unbehaglich fühlte und nicht fröstelte.

Ich war schon ungefähr sowohl mit dem Mann wie auch mit der Frau im reinen. Ernst war ihr Leiden; sie vertrug das Klima dieses Schlosses, die Atmosphäre des Reichtums nicht.

«Gnädige Frau», fragte ich, «warum verlassen Sie nicht dieses kalte Schloß?»

Erschrocken erwiderte sie: «Oh! Das geht nicht! Ich würd' meinen Mann unglücklich machen.»

«Er lebt also gern hier?»

«Nein, aber der Arme glaubt, daß er mir eine Freude bereite, als er dieses Schloß kaufte.»

Traurig lächelnd sprach sie: «Ich kann es vor ihm schon kaum mehr verbergen, wie unglücklich ich mich hier fühle. Ich sehe, er ist meinetwegen auch

schon besorgt. Er glaubt, ich sei krank. Ich weiß es. Sie sind nicht wegen der Tanninfabrik hierher gekommen. Er hat Sie zu mir gebracht. Ich weiß es sehr gut. Verderben wir dem armen Menschen nicht die Freude.»

Ich schwieg.

«Nicht ich bin leidend. Er ist krank. Nicht wahr, Sie sehen ja, wie gelb er aussieht, wie gebrechlich! ... Man könnte glauben, er steht schon mit einem Fuß im Grab. Mein armer, guter Mann, er erlebt den Frühling nicht.»

Langsam flossen ihre Tränen, als sie bat: «Helfen Sie ihm, um Gottes willen! Ich stelle mich so, als ahnte ich nicht, daß er krank sei. Ich bin damit einverstanden, daß er sich um mich sorgt.»

«Gnädige Frau, Sie...»

Sie erlaubte nicht, daß ich sie tröste. Sie sprach entschlossen.

Und da erkannte ich die starke Frau, die ihrem Mann geholfen hatte, Milliarden zu erwerben.

Nun sprach sie weiter: «Die Arbeit hat ihn zugrunde gerichtet. Das Schaffen eines Vermögens. Ach, wie gut war es doch, arm zu sein! Wenn ich mir noch einmal eine Schürze umbinden, noch einmal in die Küche gehen könnte, um unser Mittagmahl zu bereiten! ... Es geht nicht. Was würde der Koch, was würden die Küchenjungen dazu sagen? Die vielen großen Herren, die uns hier bedienen! ... Wir wollten ja aber reich sein! Wie glücklich waren wir, bis mein Mann, meinen unglückseligen Rat befolgend, den ersten Wald kaufte. Andere leben für ihre Kinder, wir zogen das Vermögen groß. Wenn Sie wüßten, guter Herr, welch ein undankbarer, egoistischer Bastard das Geld ist! ... Ich kannte einen armen Schirmflicker...»

«Er hatte neun Kinder», sprach ich lächelnd. «Das vierjährige kleine Mädchen lief barfuß im Schnee. Ihre Mutter machte aus alten Schirmen Hosen für die Buben.»

«Woher wissen Sie das?»

«Und Sie haben ihnen geholfen. Fünf von den Kindern sind schon zu tüchtigen Menschen geworden.»

«Mein Mann hat für sie gesorgt, nicht ich.»

«Sie haben nicht genug getan. Liebe Frau, ich bin deshalb hier, um Ihnen mit ärztlichem Rat zu dienen. Sie sind beide krank. Sie lieben einander gefährlich, und Sie sind übermäßig reich. Schrecken Sie nicht davor zurück, einander manchmal Schmerz zu bereiten. Das ist notwendig.»

Sie wollte offenbar widersprechen; da lenkte ich ab.

«Sind Sie um Ihren Mann besorgt?»

«Ich gäbe mein Leben für ihn hin.»

Da trat der Mann zu uns.

Er gewahrte erschrocken die Tränen in den Augen seiner Frau. Beyor er noch reden konnte, faßte ich seine Hand.

«Es ist nicht nötig, noch länger Versteck zu spielen. Wir müssen mit der Kur sofort beginnen.»

«Was sollen wir tun?» fragte die Frau hastig.

Der Schirmflicker hat noch zwei kleine Kinder.»

«Noch drei», sagte die Frau, sah mich vertrauensvoll an und nahm ihren Mann bei der Hand.

«Diese drei Kinder müßten Sie von ihm verlangen.»

«Wenn er auch nur eines hergeben würde!» seufzte die Frau aus ganzer Seele.

«Ich will mit ihm reden», versprach der Mann; seine gelbe Stirne rötete sich leicht.

«Auch ich will es tun», sagte die Frau. «Gehen wir, Andreas.»

Ich ermunterte beide: «Ja, gehen wir. Und zwar fort von hier. Und wenn Sie etwas Kluges tun wollen, kehren Sie nie mehr hierher zurück.»

«Oh, Andreas gehen wir!»

Das Gesicht des Mannes rötete sich.

Wir gingen alle drei.

Die Lakaien geleiteten uns mit unbeweglichen Gesichtern zum Wagen. Der Kutscher führte uns würdevoll zum Hof des Schlosses hinaus. Die gute Frau blickte gar nicht zurück. Lächelnd saß sie neben ihrem Mann. Beide wagten nicht zu sprechen, damit nicht etwa die großen Herren dort am Bock etwas hörten.

Das prächtige Schloß mit den Marmorsäulen, venezianischen Kronleuchtern und hohen Stühlen, und zwischen den ragenden Palmen die Stille der Grafen Migray, alles blieb hinter uns zurück.

Die Frau flüsterte ihrem Mann zu:

«Ein paar Nelken hätten wir aber doch mitnehmen können.»